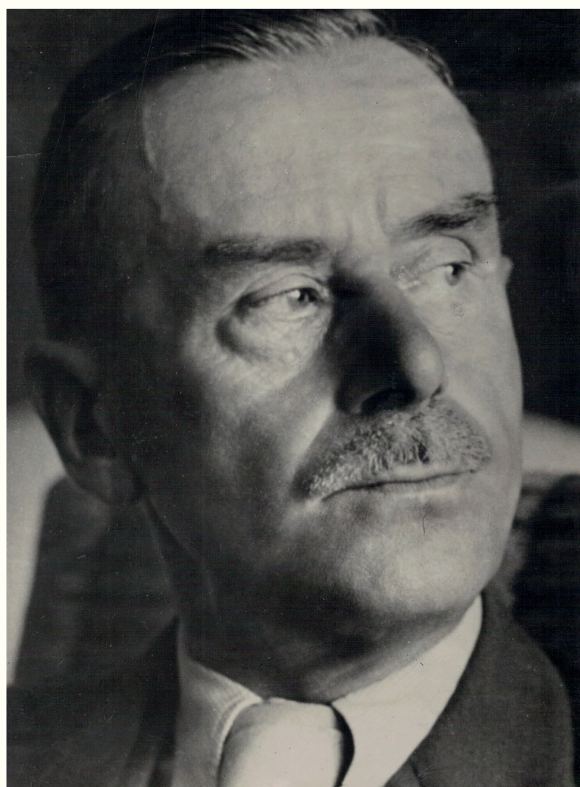


Hans Albert Maier

*Vom Zauberberg
zum Doktor Faustus*

Aufsätze zu Thomas Mann

Briefwechsel mit Karl Kerényi, Thomas Mann
und Hermann J. Weigand



Herausgegeben und kommentiert
von Dirk Heierer



THOMAS-MANN-FORUM MÜNCHEN e.V.

Königshausen & Neumann

Hans Albert Maier

—

Vom *Zauberberg* zum *Doktor Faustus*

Thomas-Mann-Schriftenreihe

Herausgegeben von Dirk Hei  erer
für das Thomas-Mann-Forum München e.V.

Band 12

Hans Albert Maier

Vom *Zauberberg*
zum *Doktor Faustus*

Aufsätze zu Thomas Mann
Briefwechsel mit Karl Kerényi, Thomas Mann
und Hermann J. Weigand

Herausgegeben und kommentiert
von Dirk Hei  erer

Königshausen & Neumann

Die Edition wurde ermöglicht durch die Zauberberg-Stiftung
zur Förderung der Thomas Mann-Forschung mit Sitz in München.

Lektorat: Eckhard Zimmermann.

Umschlagabbildung:

Frank Warschauer (1892–1940): Thomas Mann, 1939. Fotografie. Privatbesitz.
Die Aufnahme entstand in Noordwijk aan Zee am 27. Juli 1939: »Nach dem Lunch die
Herren Fr.[ank] Warschauer und [Paul] Citroën zum Zeichnen und Photographieren,
beides viel versprechend.« (T IV, S. 440).

Eine Übersicht der Thomas-Mann-Schriftenreihe bietet die Webseite
des Thomas-Mann-Forums München e.V. (www.tmfm.de):
<https://tmfm.de/thomas-mann-schriftenreihe-tmsr/>
<https://tmfm.de/fundstuecke/>

Der Verlag verbietet, das Werk in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen
Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.
Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2026

© Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2026
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelne Teile.

Kein Teil darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: skh-softics / coverart

Druck: docupoint, Magdeburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9967-0

eISBN 978-3-8260-9968-7

www.koenigshausen-neumann.de

Inhalt

Einleitung.....	7
-----------------	---

Texte

Hans Albert Maier

Lebensdienst (1935)	19
»Dichter helfen« (1936)	39
Thomas Mann: »Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull« (1937)	45
»Militanter Humanismus« (1938)	47
Die Stellung des <i>Doktor Faustus</i> im Gesamtwerke Thomas Manns (1948)	53
Hermann Weigands Beitrag zu Thomas Manns Faustus-Fabel (1956)	71
Vom <i>Zauberberg</i> zum <i>Doktor Faustus</i> (1957)	85

Thomas Mann

[Der kommende Humanismus] (1938)	117
Thomas Mann's Attitude on Nazis (1948)	127

Briefe

Hans Albert Maier: Briefwechsel mit

Thomas Mann, Hermann J. Weigand (1935; 1938–1939) (1–15)	133
Thomas Mann (1944–1946) (16–23)	169
Karl Kerényi (1946) (24–28)	195
Thomas Mann (1947–1948) (29–33)	207
Karl Kerényi (1949) (34)	223
Thomas Mann (1955) (35)	225
Hermann J. Weigand (1957) (36–41)	227

Anhang

Universitärer Abschied von Hans Albert Maier (1971)	261
Lebenslauf	263
Dank	265
Literatur	267
Register	283

THOMAS MANN

EIN BRIEFWECHSEL

THOMAS MANN

ANTWORTET AUF SEINE AUSBÜRGERUNG
EIN DOKUMENT DIESER ZEIT

16. – 20. TAUSEND

VERLAG OPRECHT ZÜRICH

»Dies ist meine beste ›politische‹ Schrift.«

Thomas Mann in einer Widmung an Klaus W. Jonas (30. Januar 1952;
Jonas 2014, S. 26). Broschüre (16 Seiten) mit ›Bauchbinde‹, 1937. Privatbesitz.
(Zu S. 47)

Einleitung

Ein Vermächtnis geht eigene Wege. Vor bald 50 Jahren überreicht im Mai 1977 in Meran ein emeritierter deutsch-amerikanischer Literaturwissenschaftler einem Kollegen ein Bündel Briefe prominenter Zeitgenossen, darunter 12 Thomas Manns, einen Aufsatz zu Thomas Mann und einige Zeitungsartikel zum dauerhaften Verbleib, verbunden mit der Auflage, den Aufsatz nach seinem Tod zu veröffentlichen. Aber erst mehr als dreißig Jahre nach dem Tod des einen und zehn Jahre nach dem Tod des anderen Kollegen werden diese Dokumente nun veröffentlicht und erweisen sich, über die konkreten Inhalte hinaus, als ein Wissenschaftsroman ganz eigener Art. Es geht um die Jahre 1935 bis 1957 in der Schweiz und in den USA, um erzwungene Emigration und starken Idealismus, um Zuspruch und Förderung, um Hoffnungen auf einen politischen Neuanfang im Zeichen eines neuen Humanismus, aber auch um gründliche persönliche und wissenschaftliche Enttäuschungen.

Der »Roman« beginnt mit anderen Briefen, aufgefunden im Sommer 2021 in einem Münchener Studio, hoch über dem Zeltdach des Olympiastadions, das geräumt wurde. Das Studio hatte dem deutsch-amerikanischen Literaturhistoriker, Bibliographen und Sammler Prof. Dr. Klaus W. Jonas (1920–2016) von der University in Pittsburgh (PA) gehört, und die Briefe hatte er zwischen 1956 und 1985 von seinem Kollegen an der University of Connecticut in Storrs (CT), dem deutsch-amerikanischen Literaturwissenschaftler Prof. Dr. Hans Albert Maier (1910–1995), erhalten. Schnell war klar, dass diese 75 Briefe in die Universitätsbibliothek Augsburg gehörten, wo Klaus W. Jonas und seine Gattin, Prof. Dr. Ilse Dore B. Jonas (1920–2021), die nach ihnen benannte Sammlung Jonas zur Förderung von Wissenschaft und Forschung (SJA) eingerichtet haben, unterstützt von der ebenfalls vom Ehepaar Jonas gegründeten »Zauberberg Stiftung zur Förderung der Thomas-Mann-Forschung mit Sitz in München«.

In Augsburg fand sich, wie erwartet, in der Sammlung Jonas eine umfangreiche Mappe »Hans Albert Maier«, die Klaus W. Jonas bereits übergeben hatte; Zweck und Inhalt hatte er auf zwei Zetteln handschriftlich festgehalten. Maier, »*1910«, heißt es da, habe ihm, Jonas, seinen »Nachlass [...] im Mai 1977 vererbt mit der Bitte, posthum das beiliegende MS seiner Studie über Weigand und Dr Faustus« zusammen mit Briefen Karl Kerényis und Hermann J. Weigands »zu publizieren«.

Den »Inhalt« listet der zweite Zettel auf: neben Zeitungsartikeln weitere Briefe von Hannah Arendt, Julius Bab und Annemarie Meier-Graefe Broch sowie das »Typoskript von Hans A. Maiers unveröffentl. Studie ›Hermann Weigands Beitrag zu Thomas Manns Faustus-Fabel«.

Maiers Thomas-Mann-Materialien sind immer wieder Thema in den Briefen der beiden Kollegen. Dann versiegt der Briefwechsel 1985, zehn Jahre später stirbt Maier, und ein merkwürdiges Vergessen setzt ein. Durch Jonas' Angabe, ihm seien die Materialien »im Mai 1977 vererbt« worden, galt Maier in einigen Datenbanken schon seit 1977 als verstorben; dieser Fehler wurde erst durch Recherchen und Anfragen für die vorliegende Dokumentation korrigiert. Zudem gelang es Jonas nicht, den Aufsatz des Erblassers, wie gewünscht, zu publizieren. So verblasste die Erinnerung an den Kollegen und sein Verhältnis zu Thomas Mann mehr und mehr.

Daher stellte sich die Frage, ob das Vermächtnis vielleicht posthum zu erfüllen sein könnte. Das Projekt wurde der Zauberberg-Stiftung vorgeschlagen und angenommen, die Arbeit begann.

Leitbild und Humanismus

Hans Albert Maier, geboren 1910 in Lissa i.P. (in Posen, heute polnisch Leszno) als dritter Sohn des Baurats Felix Maier und seiner Frau Elsa, geb. Pfeffer, und seit 1920 in Erfurt, beginnt 1929 ein Studium der Literaturwissenschaft in München. Er wechselt semesterweise nach Paris, Heidelberg, Berlin, Zürich, Jena und Bonn (vgl. dazu Maiers eigene Vita in Brief 5) und emigriert im Juli 1933 in die Schweiz. Nach einem Studienjahr in Zürich (bei Robert Faesi) geht er zum Wintersemester 1934/35 nach Bern (zu Fritz Strich) und bleibt dort bis zu seiner Doktorprüfung im Mai 1938. Die Dissertation *Der Dritte Humanismus im Werke Stefan Georges und Thomas Manns* kann aber erst 1946 im Druck erscheinen.

Seinem Leitbild Thomas Mann, seit Ende 1933 ebenfalls Emigrant in der Schweiz, widmet Maier zwischen 1935 und 1938 vier Aufsätze, die er allerdings ohne Arbeitserlaubnis nur pseudonym veröffentlichen kann, so dass sie bis zu ihrem Neudruck im vorliegenden Band weitgehend unbekannt geblieben sind. Schon der Aufsatz »Lebensdienst« (1935) zu Thomas Manns 60. Geburtstag ist nicht nur eine Bestandsaufnahme des Werks, sondern die programmatische Hoffnung darauf, dass Thomas Mann eines Tages »die Fortführung und Vollendung seines Werkes, seines Dienstes am Menschen und am Leben« (S. 28) auch in Deutschland wieder möglich werden solle. Seinem Brief an Thomas Mann (Brief 1) legt er den Aufsatz bei, erhält aber zunächst keine Antwort.

Das ändert sich durch Maiers Rezension des Briefwechsels Thomas Manns mit der Universität Bonn unter dem Titel »»Militanter Humanismus«« (1938, S. 47). Thomas Manns endgültige Absage an das Vernichtungsregime des Nationalsozialismus gerät Maier zu einer wuchtigen Propagierung des Kampfbegriffs gegen den Faschismus. Aber der Begriff geriet aus den Augen; erst Antal Mádl eröffnete 1980 damit seine Huma-

nismus-Studie. Dabei erwies der Begriff noch 45 Jahre später seine anhaltende Aktualität. Im Thomas-Mann-Gedenkjahr 2025 bestimmte er den Titel des Buches Frido Manns »*Um der Güte und Liebe willen*«. *Zehn Wege eines kämpferischen Humanismus*. Und Anfang November 2025 startete das Gemeinschaftsprojekt *Thomas Mann – In der Brandlandschaft der Demokratie* des TUM Center for Culture and Arts und des Thomas-Mann-Forum München e.V. in der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München-Nymphenburg mit dem Symposium »Militanter Humanismus«. Thomas Manns Kampf um die Demokratie«.

Zurück ins Jahr 1938. Thomas Mann dankte Maier nicht nur für den Aufsatz »Militanter Humanismus«, sondern bestätigte ihm auch den Begriff des »Dritten Humanismus«, den Maier für seine Dissertation gewählt hatte (Brief 2). Im Vergleich der künstlerisch-programmatischen Ansätze bei Stefan George und Thomas Mann zielte Maier dabei auf einen Humanismus, der, nach Erasmus und Goethe, in einem dritten Anlauf im Werk Thomas Manns als »heilendes Gegenbild der politischen Wirklichkeit verstanden« werden sollte (Maier 1946.2, S. 182).

Das Typoskript der Dissertation las Thomas Mann im Frühjahr 1938 intensiv, nahm es sogar auf eine Amerikareise mit und empfahl es dem renommierten amerikanischen Literaturwissenschaftler Professor Dr. Hermann J. Weigand in Yale (Brief 3). Die daraus entstandene Vermittlung führte zwar nicht, wie von Maier stark erhofft, nach seiner (aufgrund des Schweizer Arbeitsverbots) zwangsweisen Emigration in die USA Anfang 1939 zu einem Druck seiner Dissertation durch die *Modern Language Association of America* (Briefe 5 bis 15). Aber auch nach seiner Einbürgerung 1943 und dem Dienst in der US Army bis September 1945 blieb Maier mit Thomas und auch Katia Mann in Kontakt, auch wenn die Briefe dieser Zeit verloren gegangen sind. Vor allem aber blieb er, als er sich im Januar 1946 wieder seiner Arbeit zuwenden konnte, bei seiner These, in Thomas Mann den »spiritual leader and foremost representative of present liberalism and humanism in German language« zu sehen (Brief 18).

Und so blieb auch der Briefwechsel mit Thomas Mann von Anfang bis Mitte 1946, als Maiers Dissertation in Luzern und Zürich im Druck erschien, herzlich und zuversichtlich. Maier versicherte Thomas Mann nochmals, dass sein »Humanismus der wahre« sei und der Stefan Georges bloß ein »Pseudohumanismus« (Brief 20). Wie in seiner Dissertation (1946.2, S. 108), so teilte Maier brieflich dem ungarischen Religionswissenschaftler Karl Kerényi, dem wichtigen Gesprächspartner Thomas Manns für die Romantetralogie *Joseph und seine Brüder* (1933–1943), seine These mit, Thomas Mann wolle »mit den Josephsromanen einen Humanismus der Zukunft vorbereiten helfen«, was für die »Literaturbetrachtung und (...) ihre Nutzbarmachung für die Humanisierung Deutschlands« entscheidend sei (Brief 24, Anm. 12).

Maiers Plan, als »Lehrer nach Deutschland« zu gehen und seinen »Beitrag zu der ›reeducation of Germany‹« (Brief 22) zu leisten, kam allerdings nicht zustande; im September 1947 konnte er stattdessen, protegiert von Thomas Mann (Brief 29), eine Stelle als »Instructor of German« an der University of Connecticut in Storrs antreten und dort später als »Associate Professor of Foreign Languages« und »Fullprofessor der Germanistischen Abteilung« bis zu seiner vorzeitigen Emeritierung 1971 bleiben.

Enttäuschung I

Die hohen Erwartungen Maiers an den Humanismus Thomas Manns als Heilmittel für das versehrte Deutschland wurden jäh enttäuscht durch das Erscheinen des Romans *Doktor Faustus* Mitte Oktober 1947. Das zeigt die Studie über »Die Stellung des *Doktor Faustus* im Gesamtwerke Thomas Manns«, die Maier als »Ergänzung« (Römer 1991, S. 41, 82) zu seiner Dissertation verfasste und dem Autor im März 1948 erst als Typoskript und als Sonderdruck im September 1948 zusandte.

Dort heißt es, Thomas Manns »reife Humanitätsidee« des *Zauberberg* werde schon in den *Joseph*-Romanen in ihrer Wirkung auf das deutsche Publikum nach dem Hitlerregime als »ein großes Umsonst« verstanden. Der Held des *Doktor Faustus*, der Komponist Adrian Leverkühn, der sich dem Teufel verschreibt, erscheine nun »wesentlich als ein hochartistischer Thomas Mann ohne das Element der Liebe, des Eros, der Sympathie, der Lebensfreundschaft, kurz der Humanität«. Maier setzt also den Autor und seine Figur methodologisch fragwürdig in eins und sieht sich durch die Figur vom Autor verraten. Leverkühn sei »ein Thomas Mann [...], der in Deutschland geblieben [...], nicht den Weg in ein weiteres Europa oder ins Weltweite und nicht ins Humane gefunden« habe. Der *Doktor Faustus* stelle den »Zusammenbruch von humanistischen Hoffnungen Thomas Manns« dar und sei ein »endgültiger Abschied« des Autors von Deutschland.

Die Enttäuschung, ja Verstimmung, war gegenseitig und ist vielleicht der Grund dafür, dass die damaligen Briefe Maiers von Mann nicht aufgehoben worden sind. Und sie war gründlich. Im März 1948 zitiert Mann einen dramatischen Satz Maiers, der zweifelte, ob er »sich je wieder« mit Manns Werk befassen werde. Das bringt den Autor wiederum dazu, sich kritisch zu Maiers Dissertationsdruck (1946) zu äußern. »Die Zusammenstellung mit George« sei ihm »nicht lieb« gewesen, »da sie mit einer gewissen Zaghaftheit und unter Entschuldigungen« geschehen sei (Brief 30).

Was für ein Gegensatz zur Zustimmung vom Januar 1946 (Brief 21) mit der Versicherung, »dass ich gegen einen literaturkritischen Vergleich zwischen dem Lebenswerk Georges und dem meinen nicht das Geringste einzuwenden habe und eine solche Zusammen- und Gegenüberstellung

in Ihrer Dissertation ueber das Problem des Humanismus mit groesstem Interesse begruessen wuerde«! Dieser Ansicht war auch Karl Kerényi, der im Juni 1946 sogar eine Rezension der Dissertation in Aussicht stellte (Brief 25), dann aber seine Meinung änderte (ebd., Anm. 18).

Doch zurück zum Brief vom März 1948. Thomas Mann widerspricht Maier an einer zentralen Stelle und findet, dass das »Humane [...] im ›Faustus‹ nicht abgestorben« sei, zudem glaube er, Thomas Mann, als »Gläubiger der Gnade« auch »nicht an Adrians Verdammnis«. Damals schrieb Thomas Mann an seinem neuen Roman *Der Erwählte* (1951) über den Sünder Gregorius, der nach großer Verfehlung der Gnade teilhaftig und zum Papst gewählt wird. Nach Weltkrieg, Völkermord und Atombomben war von Humanismus oder gar »militantem« Humanismus keine Rede mehr. Thomas Mann hatte sich zwischen 1933 und 1945 vom »deutschen Humanisten zum amerikanischen Weltbürger« entwickelt (Perl 1945). Das neue Stichwort hieß jetzt »Gnade«, der Trend ging zur Versöhnung.

Und so zeigte sich Thomas Mann im Oktober 1948 beim Dank für die Druckfassung von Maiers kritischem Aufsatz zum *Doktor Faustus* (Brief 31) gleich etwas aufgeschlossener. Er lobt die »Darstellung« der Genese der *Joseph*-Romane und deutet an, dass hier aber auch, ganz aktuell, »amerikanisch Rooseveltianisches« im Sinne des Reformprogramms »New Deal« (1933–1938) mitwirke. Schließlich korrigiert er noch die Annahme, im *Doktor Faustus* sei das Rathaus der fiktiven Stadt Kaisersaschern nach dem Vorbild in Lübeck gestaltet worden; es handele sich dabei eher um das Rathaus von Wernigerode (womit den weltweiten Thomas-Mann-Orten ein neuer hinzugefügt werden kann)!

Der Bitte Maiers, diese Hinweise publizieren zu dürfen, erteilte Thomas Mann jedoch eine Absage (Brief 32). Dabei greift er ein Wort Maiers aus dessen *Doktor Faustus*-Aufsatz auf: Er, Maier, habe ihn, Thomas Mann, »aus methodischen Gründen« nicht »persönlich« nach thematischen Zusammenhängen und Hintergründen gefragt und müsse daher jetzt auf eine Veröffentlichung solcher privaten Äußerungen verzichten. Deutlich erkennt Thomas Mann hier einen methodologischen Widerspruch bei Maier, der einerseits für die Gleichsetzung von Autor und Figur einen fragwürdigen (Auto-)Biographismus bemühte (1946.2, S. 85, 93), den Autor persönlich pries (»that your personal presence at this earth [...] is desired and hoped for by many and necessary for many years to come«, Brief 18) und aus dem Werk die Botschaft des Humanismus herauslas, andererseits wiederum literaturwissenschaftlich kritisch auf einer vom Autor unabhängigen werkimmanenten Analyse bestand (Brief 32, Anm. 30).

»Leben« und »Werk« Thomas Manns gingen für Maier derart ineinander über, dass die thematische Enttäuschung durch den *Doktor Faustus* und das brieflich geäußerte Publikationsverbot des Autors jede weitere

öffentliche Diskussion erst einmal verhindern. Den Hinweis auf die Beziehungen zwischen *Joseph, der Ernährer* und dem »New Deal« Präsident Roosevelts hat Thomas Mann 1948 und 1955 später selbst publik gemacht, Maier wies darauf in einem Leserbrief 1956 hin (Brief 31, Anm. 16).

Enttäuschung II

Öffentlich wandte sich Maier ab 1950 verstärkt dem Thema »Goethe« zu; Aufsätze und Rezensionen geben davon Zeugnis (vgl. die Bibliographie im Literaturverzeichnis). Doch unterschwellig wirkte das Thema »Thomas Mann« weiter nach. Einen Glückwunsch zum 80. Geburtstag des verehrten Autors Anfang Juni 1955 ließ er sich nicht nehmen und erhielt dafür, wie andere Adepten, eine gedruckte Dankkarte (Brief 35).

Der Tod Thomas Manns im August 1955 stellte Maier im Jahr darauf vor die Aufgabe einer »Gedenkrede«, für die er Hermann J. Weigands *Zauberberg*-Studie (1933), die er seit 1939 kannte (Briefe 11, 12, 14), wieder einmal zur Hand nahm. Dabei empfand er eine »seltsame Sensation«:

Viel des von Weigand über den *Zauberberg* Gesagten schien besser auf den *Doktor Faustus*, der 14 Jahre nach Weigands Buch erschien, als auf den *Zauberberg*, von dem es handelt, zu passen. Weigands Buch schien also eine geniale Vorwegnahme eines späteren Buches von Thomas Mann darzustellen. Dieses leicht gespensterhafte Gefühl wich jedoch schnell einer rationaleren Auffassung der Zusammenhänge. [T1, S. 5]

Aus dieser »Sensation« oder Eingebung entwarf Maier zwischen Ende 1956 und dem Frühjahr 1957 einen Aufsatz, dessen beide Fassungen – »Hermann Weigands Beitrag zu Thomas Manns Faustus-Fabel« (1956) und »Vom *Zauberberg* zum *Doktor Faustus*« (1957) – hier erstpubliziert werden. Maiers These war, die Thematik des *Zauberberg* sei im *Doktor Faustus* »mit neuen dunkel-negativen Vorzeichen« (S. 98) wieder aufgenommen worden.

Maier war von seiner These so sehr überzeugt, dass er sich sogar dazu entschloss, sie mit dem Hauptadressaten Hermann J. Weigand zu diskutieren. Der Briefwechsel der Kollegen zwischen März und April 1957 (Brief 36 bis 41) spiegelt dann aber die zweite große Enttäuschung Maiers in Sachen Thomas Manns wider: Er konnte Weigand schlichtweg nicht überzeugen, weder methodisch noch inhaltlich. Doch Thomas Manns Publikationsverbot von Details (Brief 31) und Weigands Ablehnung bestärkten Maier nur in seinem Verdacht, hier solle etwas vertuscht werden: »What I believe to have detected is a mephistofelian attitude toward Weigand and Yale which Thomas Mann apparently was careful to hide.«

(Brief 40) Vor die Wahl gestellt, den Aufsatz auch ohne Weigands Zustimmung zu publizieren oder die Sache sein zu lassen, entschied sich Maier für die Absage und gab auf. Sein Statement »leave the judgment about the soundness of my thesis to our colleagues and to posterity« (Brief 40) zitierte indirekt Thomas Manns Sentenz im Brief an Maier vom 30. Oktober 1948: »Man muss auch der Nachwelt etwas übrig lassen« (Brief 32).

Der Aufsatz, der vor der geplanten Publikation vermutlich noch einmal kritisch durchgesehen worden wäre, blieb 20 Jahre liegen und kam erst 1977 für das »Vermächtnis« wieder zum Vorschein. Maiers Wort gegenüber Thomas Mann, er habe daran gezweifelt, ob er sich jemals wieder mit dessen Werk beschäftigen werde (Brief 30), war Realität geworden.

Maiers zentrales Forschungsthema blieb nun erst recht »Goethe«. Dank eines Guggenheim-Stipendiums konnte er 1961/62 in Weimar an den originalen Quellen seine Kritische Ausgabe von Goethes *West-Östlicher Divan* vorbereiten; sie erschien 1965 in zwei Bänden mit textgeschichtlichem Kommentar und wurde sein wissenschaftliches Hauptwerk. Das hielt ihn aber nicht davon ab, sich weiter mit der modernen Literatur zu befassen. Nach der Kritik an dem von Felix Stössinger aus dem Nachlass Hermann Brochs edierten Roman *Der Versucher* (1953) rekonstruierte Maier, zusammen mit Frank Kress, in vier Bänden die drei Fassungen von Hermann Brochs *Bergroman* (1969). Als »humaner Gegen-Mythos« wirkt dieser Roman, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* befand (Grimm 1969), bis in einzelne Figuren hinein wie ein Gegen-Zauberberg.

Nachwelt

Nach seiner vorzeitigen Pensionierung 1971 verbrachte Maier seinen Lebensabend in Italien, im Sommer auf der Monte Isola im Lago d'Iseo, wo er sich 1959 ein Haus hatte bauen lassen, im Winter bis 1973 in einem zweiten Haus in der Nähe von Florenz, und schließlich in Meran. Am Lago d'Iseo gehörte auch das Ehepaar Jonas schon früh zu seinen Gästen. Die Gespräche über die Thomas-Mann-Thematik halten einige Briefe Maiers an Jonas fest. Umso erstaunlicher war es dann, als 1972 in Berlin-West und -Ost gleich zwei Bibliographien der Sekundärliteratur zu Thomas Mann erschienen, aber weder bei Jonas noch bei Matter die frühen Aufsätze Maiers zu Thomas Mann verzeichnet waren. Das ist bei Jonas aufgrund des langen Gedankenaustauschs mit Maier kaum verständlich. Nachdem Jonas 1955 seine erste Sammlung *Fifty Years of Thomas Mann Studies* in den USA publiziert hatte und darin Maiers Dissertation und die Rezensionen dazu (Nr. 962f.) sowie den *Faustus*-Aufsatz von 1948 (Nr. 2582) aufgeführt hatte, war er von Maier schon im Dezember

1956 nach Storrs eingeladen worden, um seine sonstigen »sehr unvollständigen Thomas Mann-Drucke« durchzusehen und zu notieren. Jonas wusste also schon früh von Maiers Aufsätzen.

Noch am 14. Januar 1982 wies Maier den Kollegen Jonas brieflich auf diese frühen Artikel hin, die er in der Schweiz nur pseudonym hatte veröffentlichen können, da er damals »keine Arbeitserlaubnis hatte und bei Entdeckung Gefahr lief, nach Deutschland abgeschoben zu werden«. Im »Anmerkungs-Dschungel« der 1980 erschienenen Edition der Tagebücher Thomas Manns der Jahre 1937 bis 1939 habe der Herausgeber Peter de Mendelssohn Maiers »illegale Schweizer Zeitungsschreiberei (...) aufgedeckt« und die Rezension »Militanter Humanismus« im *Luzerner Tagblatt* vom 15. Januar 1938 erwähnt. Ein alter Stolz wachte auf:

Mein Nachruhm ist mir ganz schnuppe, aber die Dokumentation meiner Stellungnahme und Aktivität zur Hitler-Zeit freut mich. Natürlich ist auch das ganz sinnwidrig, da kein Hahn danach kräht, was der Maier damals gemacht hat. Aber so unlogisch ist der Mensch.

Bei der Gelegenheit wollte Maier Jonas gleich noch ein weiteres »Geheimnis verraten«, den Geburtstagsgruß »Lebensdienst« (1935), wobei er kritisch ergänzte: »(...) zumal Ihnen, – Ihrer Bibliographie zufolge – die Sache überhaupt nicht bekannt ist oder nicht erwähnenswert erschienen ist«. Tatsächlich hatte Jonas nach 1955 auch 1967, im zweiten Band seiner englischsprachigen Bibliographie der Sekundärliteratur Thomas Manns, und, wie gesagt, in der deutschsprachigen Bibliographie (1972) sowie in den Nachträgen dazu (Jonas II, 1979) Maiers frühe Arbeiten nicht erwähnt.

Eine gute Gelegenheit dazu hätte er in der Edition des Briefwechsels Thomas Manns mit Hermann J. Weigand (1994) gehabt. Doch Maier, um den es dort in denjenigen Briefen vom 20. Mai und vom 15. Juni 1938 geht, die auch in der vorliegenden Dokumentation zu finden sind (Briefe 3 und 4), wird in zwei Anmerkungen nur kurz biographisch und als Briefkorrespondent Thomas Manns vorgestellt.

Allerdings zeigen die von Jonas mit der Hand vorgenommenen Abschriften von vier der fünf Briefen Maiers an Thomas Mann im TMA (Briefe 1, 16, 18, 20, 22), dass er das Projekt einer Edition dieses Briefwechsels begonnen hatte. Dafür spricht auch die Erwähnung von vier Briefen »Weigands an Maier zum Thema Thomas Mann« (TM/HJW, TM 10, Anm. 1), wobei das nur bei den Briefen 37, 39 und 41 der Fall ist und der Brief vom 13. Februar 1950 einen Goethe-Text diskutiert.

Auf jeden Fall hat Jonas, vielleicht auch infolge von Maiers Tod 1995, das Projekt nicht mehr weiterverfolgt. Aus heutiger Sicht tat er gut daran, Maiers unvollendete und überholte Studie nicht auch noch lückenhaft zu edieren. Ihm fehlten Dokumente und Hintergründe, die erst heute erschließbar sind, insbesondere durch neuere Datenbanken wie dem online

verfügbaren *Luzerner Tagblatt*, worin sich zwei weitere Rezensionen Maiers finden ließen, zu *Dichter helfen* und zu *Felix Krull*. Und der seinerzeit vorliegende Bestand von neun Briefen konnte für die vorliegende Dokumentation durch intensive Recherchen in den Hermann J. Weigand Papers (MS 1759) der Manuscripts and Archives der Yale University Library (New Haven, CT) auf mehr als das Vierfache erweitert werden, so dass sich die seinerzeitigen Diskussionen detailliert rekonstruieren ließen.

Die Dokumentation eröffnet darüber hinaus, neben Streiflichtern auf die deutsch-schweizerische Germanistik der dreißiger Jahre mit Robert Faesi und Fritz Strich, vielfache Einblicke auf mehr als ein halbes Jahrhundert deutsch-amerikanischer Germanistik. Maier korrespondierte nicht nur mit renommierten Kollegen wie Hermann J. Weigand und Oskar Seidlin, sondern wurde auch von Kollegen wie Anna Jacobson und Ernst Jockers rezensiert und auf Harry Slochower hingewiesen. Erkennbar wird zudem die wichtige Rolle der *Modern Language Association of America*.

Kollege in Storrs war der Jahrgangsgenosse und ebenfalls Fritz-Strich-Schüler Wolfgang Paulsen (1910–1998). Und Hildegard Emmel (1911–1996) verdankt Maier sogar ihre Berufung nach Storrs. Das teilt sie in ihren lesenswerten Erinnerungen *Die Freiheit hat noch nicht begonnen* (1991) mit, in denen sie Maier ein schönes Denkmal gesetzt hat:

Weitherzig zeigte sich allein Hans Albert Maier, zu jener Zeit der einzige Fullprofessor der Germanistischen Abteilung, ein Gelehrter, hochgebildet, weitgereist und bestimmend für das Niveau der Abteilung. Er war Emigrant aus der Hitlerzeit, hatte im Zweiten Weltkrieg in der amerikanischen Armee gekämpft, an der Besetzung Deutschlands teilgenommen und das Grauen vor Deutschland nie ganz verloren, übrigens kein Jude. Durch den langen Aufenthalt in den USA war ihm vieles dort selbstverständlich geworden; das Universitätssystem hielt er für bei weitem besser als alles Entsprechende in Deutschland. Heimisch geworden ist er indessen in den USA nicht. Die Sommerferien verbrachte er ausnahmslos in Italien; er lebt heute als Emeritierter in Meran. [Emmel 1991, S. 267, 276, 290].

Doch anders als Robert Faesi und Fritz Strich, Hildegard Emmel, Wolfgang Paulsen, Oskar Seidlin, Harry Slochower und Hermann J. Weigand wurde Hans Albert Maier 2003 nicht in das dreibändige *Internationale Germanisten-Lexikon* aufgenommen, obwohl er, wie für die Aufnahme gefordert, »vor 1950 seine erste selbständige Veröffentlichung (und sei es auch nur die Dissertation) vorgelegt« hatte (ILG 1, S. XIV). Dieser Unstimmigkeit soll die vorliegende Dokumentation ebenfalls abhelfen, gemäß dem bereits erwähnten Diktum Thomas Manns, man müsse »auch der Nachwelt etwas übrig lassen« (Brief 32).

Einleitung

Und ob! In einem Brief an Klaus W. Jonas (SJA) von der Monte Isola nahm Maier am 22. Juni 1986 die im Vermächtnis 1977 geforderte Verpflichtung zur Publikation des »Faustus-Typoskripts« zwar zurück, betonte aber zugleich, dass es »interessierten Studenten« zur Verfügung gestellt und dafür »viel sorgfältiger ausgearbeitet werden müsste«. Das ist hier geschehen, und so könnten nun auch »topic-hungry young scholars« oder »themenhungrige Jungwissenschaftler« (Brief 38) die vorliegende Dokumentation zu neuen Überlegungen nutzen.

Dirk Heiße

Texte



Blätter der Unterhaltung und des Wissens

Gratisbeilage zum „Luzerner Tagblatt“ — Erscheint monatlich zweimal

Nr. 11

Vierzehnter Jahrgang

7. Juni 1935

Lebensdienst

Gedanken aus dem Werke Thomas Manns, zu seinem 60. Geburtstag, am 8. Juni 1935

Keine Metamorphose des Geistes ist und besser vertrieben als die, an deren Anfang die Sympathie mit dem Tode, an deren Ende der Entschluß zum Lebensdienste steht.

Thomas Mann.

Als im Jahre 1907 eine Zeitschrift den 32-jährigen Thomas Mann um eine autobiographische Skizze bat, da gipfelte seine Selbstbeschreibung in jenen grotesken Sätzen, die seither unzählige Male wiederholt wurden und zusammen mit der einen, immer wiederkehrenden, im „Tonio Kröger“ leuchtigaltig gehaltenen Literatengur der frühen Novellen das Bild des Dichters für ein breiteres Publikum und eine auf formelhafteste Festlegung bedachte Literaturgeschichtsschreibung bestimmen sollten. Denn damals bestimmte Thomas Mann das Wesen des Dichters — d. h. sein eigenes, denn befähigtermaßen sei er selber einer — folgendermaßen: „Ein Dichter ist, kurz gesagt, ein auf allen Gebieten ernsthafter Tätigkeit unbedingt unbrauchbarer, einzig auf Mollitia bedachter, dem Staate nicht nur nicht nützlich, sondern sogar auflöslich gesinnter Kunzwan, der nicht einmal sonderliche Verstandesgaben zu besitzen braucht, sondern so langsam und unscharfen Geistes sein mag, wie ich es immer gewesen bin — übrigens ein innerlich kindlicher, zur Ausschweifung geneigter und in jedem Betracht anständiger Scharlatan, der von der Gesellschaft nichts anderes sollte zu gewärtigen haben — und im Grunde auch nichts anders gerätigt — als hille Verachtung.“

Man wird den grotesken Charakter solcher Selbstverpöthung nicht verkennen; Thomas Mann hätte ja wohl diese Form kaum gewählt ohne das neue Wissen, in Wahrheit nicht mehr zu der Geltung des romantischen Dichters zu gehören, dessen soziale Situation er als allseitige Bindungslosigkeit der Gesellschaft gegenüber, als Verstoß, Heimats- und Familienlosigkeit umschrieb. Er selbst war damals seit zwei Jahren Ehemann und Familienvater, Vorstand eines weitläufigen Hausknechts in München. Aber noch früher war bereits das milde, fröhliche „Kindlein, liebet einander!“

in ihm aufgeklungen („Die Hungernden“ 1903). Und 1903 hatte er Tonio Kröger schreiben lassen: „Wenn irgend etwas imhauende ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebenbigen und Geduldlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelzungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.“

Es scheint, Thomas Mann habe es eilig gehabt, seinen großen — europäisch-galligen — Roman von Verfall, Tod und Ruß, seine „Buddenbrooks“ zu vollenden, um sich von den bürgerlich-mordbischen Sätzen seines Vaters zu befreien und mit den überweltlich-bürgerlichen Kräften, die ihm geliebten waren und denen er immer die Treue gewahrt hat, eine neue Gemeinschaft zu gründen.

Der künstlerische Gewinn, den ihm die Familieneinbindung brachte, war der zweite Roman, in seinem Stoff märchen-operettenhaft, von den Kritikern kalt-actisch gelacht und doch ein Bekenntnis zu Liebe und Menschlichkeit: „Königliche Hoheit“, die Geschichte von der Vereinigung zweier Einsamen zu neuer Gemeinschaft. Wie im „Tonio Kröger“ steht auch hier nicht mehr der Tod, sondern die Liebe am Ende des Romans: „Weißt der gar nichts vom Leben, der von der Liebe weiß? Das soll fortan unsere Sache sein: beides, Hoheit und Liebe, — ein strenges Glück.“

Ist Hannos Tod in den „Buddenbrooks“ Folge übermäßiger Sensibilität, aristokratischer Verfeinerung und Lebensfeindlichkeit, so malt sich in der „Königlichen Hoheit“ nach Manns eigenem Anspruch, symbolisch die Krise des Individualismus, in der wir stehen, jene geistige Wendung zum Demokratismus, zur Gemeinschaft, zum Anschluß, zur Liebe.“

Ist es nötig, auf den Wandel des Stils hinzuweisen, der diesen Wandel der Haltung dem Leben gegenüber begleitet? Hatte Stefan George ablehnend von den „Buddenbrooks“ sagen können: „Rein, das ist nichts für mich. Das ist noch Ruß und Verfall“, so nennt

Erste Seite der ersten Publikation Hans Albert Maiers zu Thomas Mann (1935).
Repro: Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.

Lebensdienst¹

Gedanken aus dem Werke Thomas Manns, zu seinem 60. Geburtstag, am 6. Juni 1935

Keine Metamorphose des Geistes ist uns besser vertraut
als die, an deren Anfang die Sympathie mit dem Tode,
an deren Ende der Entschluß zum Lebensdienste steht.²

Thomas Mann.

Als im Jahre 1907 eine Zeitschrift den 32-jährigen Thomas Mann um eine autobiographische Skizze bat, da gipfelte seine Selbstbeschreibung in jenen grotesken Sätzen, die seither unzählige Male wiederholt wurden und zusammen mit der einen, immer wiederkehrenden, im »Tonio Kröger«³ letztgültig gestalteten Literatenfigur der frühen Novellen das Bild des Dichters für ein breiteres Publikum und eine auf formelhafte Festlegung bedachte Literaturgeschichtsschreibung bestimmen sollten. Denn damals definierte Thomas Mann das Wesen des Dichters – d.h. sein eigenes, denn bestätigtermaßen sei er selber einer – solcherweise:

Ein Dichter ist, kurz gesagt, ein auf allen Gebieten ernsthafter Tätigkeit unbedingt unbrauchbarer, einzig auf Allotria bedachter, dem Staate nicht nur nicht nützlicher, sondern sogar aufsässig gesinnter Kumpan, der nicht einmal sonderliche Verstandesgaben zu besitzen braucht, sondern so langsamen und unscharfen Geistes sein mag, wie ich es immer gewesen bin, – übrigens ein innerlich kindischer, zur Ausschweifung geneigter und in jedem Betrachte anrühiger Scharlatan, der von der Gesellschaft nichts anderes sollte zu gewärtigen haben – und im Grunde auch nichts anderes gewärtigt – als stille Verachtung.⁴

Man wird den grotesken Charakter solcher Selbstverspottung nicht verkennen; Thomas Mann hätte ja wohl diese Form kaum gewählt ohne das neue Wissen, in Wahrheit nicht mehr zu der Gattung des romantischen Dichters zu gehören, dessen soziale Situation er als allseitige Bindungslosigkeit der Gesellschaft gegenüber, als Berufs-, Heimat- und Familienlosigkeit umschrieb. Er selbst war damals seit zwei Jahren Ehemann und Familienvater, Vorstand eines weitläufigen Haushaltes in München. Aber noch früher war bereits das milde, christliche »Kindlein, liebet einander!«⁵ in ihm aufgeklungen (»Die Hungernden«, 1902). Und 1903 hatte er Tonio Kröger schreiben lassen:

Wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.⁶

Es scheint, Thomas Mann habe es eilig gehabt, seinen großen – europäisch-gültigen – Roman von Verfall, Tod und Musik, seine *Buddenbrooks*⁷ zu vollenden, um sich von den bürgerlich-morbiden Säften seines Blutes zu befreien und mit den überzeitlich-bürgerlichen Kräften, die ihm geblieben waren und denen er immer die Treue gewahrt hat, eine neue Gemeinschaft zu gründen.

Der künstlerische Gewinn, den ihm die Familiengründung brachte, war der zweite Roman, in seinem Stoff märchen-operettenhaft, von den Kritikern kalt-artistisch gescholten und doch ein Bekenntnis zu Liebe und Menschlichkeit: *Königliche Hoheit* die Geschichte von der Vereinigung zweier Einsamkeiten zu neuer Gemeinschaft. Wie im »Tonio Kröger« steht auch hier nicht mehr der Tod, sondern die Liebe am Ende des Romans:

»Weiß der gar nichts vom Leben, der von der Liebe weiß? Das soll fortan unsre Sache sein: beides, Hoheit und Liebe, – ein strenges Glück.«⁸

Ist Hannos Tod in den *Buddenbrooks* Folge übermäßiger Sensibilität, aristokratischer Verfeinerung und Lebensfeindlichkeit, so malt sich in der *Königlichen Hoheit* nach Manns eigenem Ausspruch

symbolisch die Krise des Individualismus, in der wir stehen, jene geistige Wendung zum Demokratischen, zur Gemeinsamkeit, zum Anschluß, zur Liebe⁹.

Ist es nötig, auf den Wandel des Stils hinzuweisen, der diesen Wandel der Haltung dem Leben gegenüber begleitet? Hatte Stefan George ablehnend von den *Buddenbrooks* sagen können: »Nein, das ist nichts für mich. Das ist noch Musik und Verfall«¹⁰, so nennt Thomas Mann seine neue Arbeit

durchaus nicht »geworden« und »gewachsen«, von allem Wuchern und Strotzenden sehr weit entfernt, ein durchaus geformtes Buch, auf Maß und Verhältnis gestellt, verständig, durchsichtig, gedanklich beherrscht, – beherrscht von einer Idee, einer intellektuellen Formel, die sich überall spiegelt, sich überall in Erinnerung bringt, möglichst lebendig gemacht wird, durch hundert Details die Illusion des Lebens zu erzeugen sucht und doch ursprüngliche, warme Lebensfülle nie erreicht. Ein Kunstspiel, nicht Leben. Formal genommen: Renaissance, nicht Gotik. Französisch, nicht deutsch.¹¹

Mag man – vorschnell freilich – Tod und Musik romantische Mächte nennen, so ist diese neue Haltung, die Thomas Mann Renaissance und französisch nennt, gewiß eine klassische, eine deutsch-klassische zumindest. Und Thomas Mann selbst hat 1911 bereits eine neue Klassizität gefordert:

Denke ich aber an das Meisterwerk des zwanzigsten Jahrhunderts, so schwebt mir etwas vor, was sich von dem Wagnerschen sehr wesentlich und, wie ich glaube, vorteilhaft unterscheidet – irgend etwas ausnehmend Logisches, Formvolles und Klares, etwas zugleich Strenges und Heiteres, von nicht geringerer Willensspannung als jenes, aber von kühlerer, vornehmerer und selbst gesunderer Geistigkeit, etwas, das seine Größe nicht im Barock-Kolossalischen und seine Schönheit nicht im Rausche sucht, – eine neue Klassizität¹², dünkt mich, muß kommen.¹³

Es ist mir nicht darum zu tun, einen Abriß von Manns künstlerischer Entwicklung und der Folge seiner Werke zu geben, wohl aber den Wandel in seiner Stellung zum Leben und zur Gemeinschaft deutlich zu machen. Nicht daß dieser Wandel mit der *Königlichen Hoheit* und ihrem Übergang zur klassischen Form in voller Breite schon vollzogen wäre, läßt doch der Dichter bald darauf den klassisch und meisterlich-vorbildhaft gewordenen Aschenbach in *Der Tod in Venedig* aufs schmerzlichste scheitern. Noch einmal dominiert der Tod und dazu in der »romantischen Stadt par excellence«¹⁴, eben in Venedig.

Es bedurfte nicht nur eigner Lebensbejahung und Familiengründung, damit Thomas Mann sich seiner Verpflichtung dem Leben, der Gemeinschaft, seinem Volke gegenüber voll bewußt wurde; es bedurfte auch eines ungewollten, von außen hereinbrechenden Schicksals, dem man sich stellen mußte. Solches Schicksal ist dem Dichter nicht erspart geblieben, so gerne er ihm vielleicht ausgewichen wäre. Doch kein Schicksalseinbruch hat ihn zu brechen vermocht, jeder hat den Dichter in ihm nur stärker werden lassen, ihn weiter und repräsentativer gemacht, als er es je aus eigener Kraft zu erreichen geglaubt hätte. Es war der Krieg, der des Künstlers künstlerische Unternehmungen jäh unterbrach und ihn auf sich selbst und auf sein Volk besinnen ließ. Und im Gefolge des Krieges war es der Zusammenbruch, der die »Dichter und Denker«¹⁵ Deutschlands an eine verantwortungsreiche Stellung rückte, auf der sie seit Jahrzehnten nicht mehr gestanden hatten. Jetzt, da Generäle und Rüstungsmagnaten ihr Land wieder einmal mit fliegenden Fahnen in den grauenhaftesten Bankerott geführt hatten – was ja wohl ihre ewige Sendung ausmacht, – da besann sich die Nation seit langem zum erstenmal auf ihr höchstes und wertvollstes nationales Gut, auf ihre großen Künstler und Geister, beduten doch die Jahre um 1920 die vorläufig letzte Epoche, da deutsches Volk kulturbedürftig und kulturempfänglich war, da von einem allumfassenden »geistigen Leben« gesprochen werden konnte. Damals hat Thomas Mann

sich nicht eigensüchtig bewahrt; er fand, daß man sich nicht entziehen dürfe, gleichgültig, ob die junge, schwache Republik seinem konservativen Geiste in allem behagen mochte oder nicht. Er hat sie bejaht¹⁶ und gleichzeitig die besten Kräfte national-geistiger Überlieferung beschworen, um dieses blutlose Staatsgebilde mit deutscher Kultur und deutscher Humanität zu erfüllen. Tapfere Modernität, das war seine Haltung!

Wenn Deutschland so erstaunlich schnell seinen Platz unter den Völkern zurückzuerobern vermochte, so waren es neben Staatsmännern wie Rathenau, Stresemann oder Brüning¹⁷ vor allem die regen, weltaufgeschlossenen Künstler und Kulturpropheten, die den ehemaligen Feinden neue Achtung abzugewinnen verstanden. Es bedeutet bitterste Ungerechtigkeit und Verkennung des Tatsächlichen, wenn diese, den Berufsdiplomaten an Wirkung unendlich überlegenen »Kulturdiplomaten« vom heute maßgebenden Deutschland geächtet und aus der Heimat vertrieben sind. Neben Thomas Mann sei an Männer wie Max Reinhardt, Bruno Walter, Bassermann oder Einstein¹⁸ erinnert. Friedrich Gundolf¹⁹ – auch er zu ihnen gehörend – entging durch rechtzeitigen Tod dem Schicksal der Emigration.

Doch zwischen Kriegsende und Emigration liegen 14 Jahre, jene von fiebriger Agitation und verblendetem Unverstand begeiferten 14 Jahre der Republik, da ein Thomas Mann zum repräsentativen Diener und Kündler, Bewahrer und Mehrer der geistigen Güter seines Volkes werden konnte, eine im besten Sinne edelste nationale Gestalt. Es war nur die äußere Bestätigung solchen Tatbestandes, als es zur Gründung einer deutschen Dichterakademie kam und Thomas Mann bei dieser Gelegenheit vom deutschen Dichter bekannte:

Er entdeckt, zuerst mit Unglauben, dann mit wachsender Freude und Rührung, daß seine Einsamkeit und Beziehungslosigkeit eine Täuschung war, eine romantische Täuschung, wenn Sie wollen. Er entdeckt, daß er ein Ausdruck war, ein Mundstück; daß er für viele sprach, als er für sich, nur von sich zu sprechen glaubte. Er entdeckt, daß er allenfalls empfindlicher und ausdrucksreicher ist als die Mehrzahl der anderen, aber nicht anders, nicht fremd, nicht wirklich einsam, daß Kunst- und Geisteswerke nicht nur sozial genossen, sondern auch schon sozial empfangen, konzipiert werden: in einer tiefen, abenteuerlichen Einsamkeit, die sich, wer hätte es gedacht, als eine besondere Form der Gesellschaftlichkeit, als soziale Einsamkeit entpuppt. Mit einem Worte, er entdeckt, er erlebt, er erfährt es mit wirklicher Ergriffenheit, daß Kunst, dichterisches Schrifttum wirklich und nicht nur offiziell-redensartlich ein Organ des nationalen Lebens²⁰ ist, wenn auch zunächst auf unkenntliche, abenteuerliche, aufsäßige, träumerisch-verspielte Weise. Der deutsche Dichter entdeckt seine Sozialität.²¹

Und in Lübeck, der Vaterstadt, die in ihm einst ihren entarteten Sohn sah – und er selbst hatte sich dafür gehalten²² – bekennt er seine Bindung nach rückwärts in die Gemeinschaft seiner Ursprünge:

Künstlertum [...] ist etwas Symbolisches. Es ist die Wiederverwirklichung einer ererbten und blutsüberlieferten Existenzform auf anderer Ebene [...]. Indem man ein Denker oder Künstler wird, »entartet« man weniger als die Umwelt, von der man sich emanzipiert, und als man selber glaubt; man hört nicht auf, zu sein, was die Väter waren, sondern ist eben dieses in anderer, freierer, vergeistigter, symbolisch darstellender Form nur noch einmal.²³

Und über sein Werk und sein Verhältnis zum Leben weiß der Dichter nun (es geschah zum 50. Geburtstag) dies zu sagen:

Wenn ich einen Wunsch für den Nachruhm meines Werkes habe, so ist es der, man möge davon sagen, daß es lebensfreundlich ist, obwohl es vom Tode weiß. Ja, [...] es weiß von ihm, aber es will dem Leben wohl. Es gibt zweierlei Lebensfreundlichkeit: eine, die vom Tode nichts weiß; die ist recht einfältig und robust, und eine andere, die von ihm weiß, und nur diese, meine ich, hat vollen geistigen Wert. Sie ist die Lebensfreundlichkeit der Künstler, Dichter und Schriftsteller.²⁴

Hier ist formelhaft festgehalten, wie die einstigen Gegensätze, mit denen man Thomas Mann noch immer charakterisiert findet, die Gegensätze Geistleben, Kunstleben sich längst zur Synthese zusammengeschlossen haben, ohne daß deshalb der Dichter den nächtigen Elementen, aus denen ihm einst seine Kunst erwuchs, einer voreiligen Aufgeklärtheit zuliebe untreu geworden wäre.

Lebensfreundlichkeit, Lebensdienst, Weltbürgerlichkeit²⁵, das sind also die Formeln in dieser zugleich wurzeltiefen und tagesfreudigen Welt, in der Thomas Manns Werk sich entfaltet. Und Humanität heißt ihm der hohe Begriff, dem er sein Volk zuzugestalten nicht müde wird. So ist es denn Goethe, der größte Verwirklicher lebenskräftiger deutscher Bildung und Gesittung, eben deutscher Humanität, um den sein Denken immer wieder kreist und den wir auf fast jeder Seite Mannscher theoretisch-kritischer Prosa als Eideshelfer beschworen finden. (Die beiden Goethe-Reden von 1932 liegen nun dem Gesamtwerk²⁶ eingegliedert in dem neuen Essayband *Leiden und Größe der Meister**) vor.)²⁷ Thomas Mann hat immer bescheiden von sich gedacht und von Gefahr und Lüge des großen Wortes gewußt; darum sind es so schlichte Namen: Lebensfreundlichkeit, Weltbürgerlichkeit, mit denen er seine Haltung bezeichnet. Und doch stehen sie in der Reihe deutscher Bekenntnisse frommer Diesseitsgläubigkeit, wie sie von je durch einen Meister Eckhardt, Goethe oder Keller²⁸ gefordert und verwirklicht wurde. Man erkennt im Klange

die Verwandtschaft mit dem von Goethe geprägten, über alles geliebten und für ihn so aufschlußreichen Worte: Weltfrömmigkeit²⁹!

Wie Goethe, der auch geglaubt hatte, seine Tage und sein Werk in gesellschaftlich gefestigten Zuständen und gleichmäßig-tätiger Ruhe zu vollenden, aber doch in den Weltstrudel von Revolution und napoleonischen Kriegen hineingezogen wurde, so erkennt auch Thomas Mann gerade jetzt seine Sendung darin, durch die gewaltige, verwirrende Weltkrise die ewig-menschlichen Werte der Bildung und Gesittung gesichert hindurchzuretten. So ertönt denn etwa bei Kriegsende, mitten im Stürzen des Bestehenden, die Stimme des Dichters zarter und inniger als je zuvor; es gelingen ihm zwei Idyllen voll gütiger Ironie und Liebe, getragen vom episch-idyllischen Geiste des Hexameters, jener Versform, der Manns Prosa sich immer am verwandtesten wußte. Versöhnung mit der Kreatur, demokratische Verbrüderung mit dem plump-gutmütigen, volkstümlich-würdelosen, dabei treu-ergebenen Bastardhunde »Bauschan«³⁰ (welch humanes Unternehmen, die Tugenden eines Bastards zu rühmen!) wird in *Herr und Hund* dürerisch-meisterlich³¹ geschildert. Und auch im menschlichen Bezirke ist es ein Naturwesen, das den neuen Bund zwischen Dichter und Welt besiegelt und heiligt: das Neugeborene im *Gesang vom Kindchen*:

Als ich zuerst die nichtige Last auf ängstlichen Armen
Mir gespürt und mit stillem Entzücken gesehn, wie dein Auge
Widerstrahlte das Himmelslicht; dann dich – o, wie behutsam,
Niedergelassen an deiner Mutter Brust, da füllte
Ganz mit Gefühl sich auf einmal mein Herz, mit segnender Liebe.³²

Es ist der Spätling aus des Dichters Verbindung mit der »Prinzessin des Ostens«³³, als welche ihm einst die hochgeschelte, jüdisch-kultivierte Braut erschienen war.

Doch das Leben, dem Mann sich neu verschrieben hatte, rief bald zu strengerem Dienst, zu Lebensdienst³⁴. Es entsteht das Hauptwerk der Nachkriegsjahre: *Der Zauberberg*³⁵. Man hat den Roman den Standard-Dialog von der Krankheit³⁶, man hat ihn ein Inferno³⁷ genannt und glaubte, ihm damit positivere Werte absprechen zu müssen. Tatsächlich ist es noch einmal ein großer Totentanz – und nicht immer ein würdevoller –, den der Dichter gibt. Aber es ist nicht mehr der Geist des Schopenhauerschen Pessimismus, den das Krankheitsgeschehen illustrieren soll, sondern – Thomas Mann sprach es selbst aus –

durch Krankheit und Tod, durch das passionierte Studium des Organischen, durch medizinisches Erleben also ließ ich seinen Helden [...] zum Vorgefühl einer neuen Humanität gelangen³⁸.

Und der Sinn des Buches ist »Lebensdienst, sein Wille Gesundheit, sein Ziel die Zukunft«³⁹.

Wir leben in einer Zeit, da hysterische Kraftmeierei für wahre Kraft und hohles Pathos für höchste Würde willig hingenommen werden, während der, welcher demütigen Geistes seine Schwächen ehrlich bekennt und durch ihre Erkenntnis, d.h. durch ihre innere Überwindung zu neuer, schlichter Gesundheit strebt, als Schwächling verschrien und abgetan wird. Ein Jahr vor Erscheinen des *Zauberberg* hatte der Dichter seinen Roman selbst so geweissagt:

Das Interesse für Tod und Krankheit, für das Pathologische, den Verfall ist nur eine Art von Ausdruck für das Interesse am Leben, [...] und es könnte Gegenstand eines Bildungsromanes sein, zu zeigen, daß das Erlebnis des Todes zuletzt ein Erlebnis des Lebens ist, daß es zum Menschen führt.⁴⁰

So lautet denn die zentrale Erkenntnis des Helden nach der großen Traumschau des Lebens im Schneesturm:

Der Mensch ist Herr der Gegensätze, sie sind durch ihn, und also ist er vornehmer als sie. Vornehmer als der Tod, zu vornehm für diesen, – das ist die Freiheit seines Kopfes. Vornehmer als das Leben, zu vornehm für dieses, – das ist die Frömmigkeit in seinem Herzen [...] Ich will gut sein. Ich will dem Tode keine Herrschaft einräumen über meine Gedanken! Denn darin besteht die Güte und Menschenliebe, und in nichts anderem.⁴¹

Und als Hans Castorp im Gewühl des Weltkrieges unseren Augen ent-rückt wird⁴², da erinnert sich der Dichter solcher Schau und schließt den Roman mit der – Verwirklichung beschwörenden – Frage:

Augenblicke kamen, wo dir aus Tod und Körperunzucht ahnungs-voll und regierungsweise ein Traum von Liebe erwuchs. Wird auch aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Fieberbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?⁴³

Über sich selbst, über das Milieu von Davos hinaus, bedeutet die Fieberatmosphäre des Romans symbolhaft das Fiebern der Zeit, und so wird nicht nur den Lungenkranken, sondern der Zeit selbst der Puls gefühlt, und von der Medizin über die Psychoanalyse bis zum Okkultismus, vom Militarismus über das Freimaurertum bis zum Kommunismus bleibt kaum ein Zeitproblem unerörtert.

Zeitproblemen gelten auch die kritischen *Bemühungen*⁴⁴, und der Dichter fühlt sich verpflichtet, *Die Forderung des Tages*⁴⁵ nicht zu überhören. Schon dort berichtet er über »Okkulte Erlebnisse«⁴⁶, und ausdrücklich verwirft er als Mahner und Richter diese geisterverwirrende Mode-torheit und bekennt sich zu seiner lichten Welt:

Nein, ich werde nicht mehr zu Herrn von Schrenck-Notzing⁴⁷ gehen. Es führt zu nichts, oder doch zu nichts Gutem. Ich liebe

das, was ich die sittliche Oberwelt nannte, ich liebe das menschliche Gedicht, den klaren und humanen Gedanken. Ich verabscheue die Hirnverrenkung und den geistigen Pfuhl.⁴⁸

Niemals ist Thomas Mann heftiger geworden als in dem Augenblick, da es galt, das geistige Deutschland vor dem Untergangstaumel zu bewahren, in den es sich nach der Lektüre von Spenglers *Untergang des Abendlandes*⁴⁹ zu stürzen drohte. So entlarvt er die neue Unheilslehre:

Sie ist nichts als Neunzehntes Jahrhundert, völlig vieux jeux, bourgeois durch und durch; und indem sie die ›Zivilisation‹ als das Kommende apokalyptisch an die Wand malt, ist sie selber ihr Ausklang und Grabgesang.⁵⁰

Je weiter die Zeit vorrückt, desto deutlicher erkennt der Dichter in der eng-nationalistischen Idee von einer geistigen und rassischen Autarkie die alles verschlingende Dämonie seiner Zeit, die verhängnisvollste Gefährdung deutscher Mitte und deutscher Humanität, denn – so heißt es schon 1922 –

unter uns Deutschen scheint Grundgesetz, daß, wer sich verliert, sich bewahren wird, wer sich aber zu bewahren trachtet, sich verlieren, das heißt der Barbarei oder biederer Unbeträchtlichkeit anheimfallen wird⁵¹.

Bezeichnenderweise spielt des Dichters vorläufig letzte Novelle (*Mario und der Zauberer*, 1930⁵²) im fascistischen Italien und stellt einen genial-gewissenlosen Hypnotiseur in den Mittelpunkt des Geschehens. Beide, Fascismus und Hypnose, entheben den willenlos gewordenen Menschen der eigenen, freien Entscheidung, die ihm erst Menschenwürde und Persönlichkeitswert zu verleihen vermag, weshalb solche Atmosphäre dem humanen Dichter unheilschwangere und bössartige Krankheit bedeutet.

Auf der andern Seite sind es Hilfeleistungen, Anerkennungen und Huldigungen, durch die der Dichter geistige Werte zu retten oder weithin sichtbar und wirksam zu machen sucht. Oder er bemüht sich, strittige Gebiete, welche die dumpfen, reaktionären Mächte zu ihrer Legitimation mißbrauchen könnten, als dem Geiste und der Zukunft angehörig zu deuten, die deutsche Romantik etwa oder die Psychoanalyse Freuds; jenes Freud, den er als Erweiterer und Bewußtmacher des Menschlichen, als Erkennenden und Befreier feiert, als Helfer am »Fundament der Zukunft, der Wohnung einer befreiten und wissenden Menschheit«⁵³ gleich wie dem Dichter der Goethe der *Wahlverwandtschaften* und der beiden *Meister* als Erweiterer und Erhellender des Wissens vom Menschen erschienen war⁵⁴.

Hier ungefähr hätte vor zwei oder drei Jahren ein Betrachter der Erscheinung Thomas Manns geschlossen, wenn es gegolten hätte, seinen Lebensdienst darzustellen und dankbar zu feiern; er hätte sich wohl am Schlusse zu dem Preise erhoben, Thomas Mann stelle die beste Geistigkeit

seiner Zeit auf ästhetisch vollendeter Stufe dar und werde späterer Geistesgeschichte stets als ihr vornehmster Repräsentant erscheinen. Was ist seitdem geschehen? Es hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk einen seiner verantwortungsbewußtesten Mentoren nicht gehört hat, daß es den Weg gegangen ist, vor dem der Dichter immer dringender und heftiger gewarnt hatte. Die Arbeit Thomas Manns in seiner Zeit und für seine Zeit ist gescheitert! Ein Leben voller Dienst und Bemühung scheint vergebens gelebt, der Dichter scheint in das gesellschaftliche Zigeunertum seiner Anfänge zurückgeworfen zu sein.

Doch was erleben wir in Wahrheit? Noch einmal ist der Dichter vom Schicksal geschlagen und erhoben worden, noch einmal betrat er eine weitere und höhere Ebene geistigen Daseins, da er der Weißen der Emigration teilhaftig wurde, Weißen, die den Ruhm der Dante oder Bruno, Heine oder Hugo⁵⁵ verklären und um die ein Tolstoi⁵⁶ Thomas Mann beneidet hätte.

Nicht daß die Werke, die in den zwei letztvergangenen Jahren erschienen, in ganzer Breite erst in der Emigration entstanden wären, wenn auch der Cervantes-Essay⁵⁷ und mündliche Ansprachen als herbgereifte Früchte der neuen Epoche vorliegen. Das macht ja das Prophetentum des wahren Dichters und Sehers aus, daß er die fernen Zeichen kommenden Unheils erspürt und das Werk für die Zeiten der Not rüstet. Wir ändern freilich müssen die Katastrophe erst handgreiflich erfahren haben, um den Sinn solchen Werkes zu erkennen.

Thomas Manns *Joseph*-Roman⁵⁸ ist über seine Zeit, in deren Grenzen der Dichter sich bisher gehalten hatte, hinausgewachsen. Er spricht nicht mehr vom Menschen dieser Zeit, er spricht vom Menschen schlechthin⁵⁹. Das Menschliche ist in dieser Entrückung nicht schematisiert oder gar heroisiert, es bleibt aufgeschlossen, schlicht fromm, gegenwärtig, menschlich-gütig wie je im Mannschen Roman und widerlegt den Thesenwust einer neubarbarischen Ideologie, bevor dieser sich noch systematisch zu entfalten vermöchte. Auch der legendarische Joseph erweist sich dem Dichter als wissender, verfeinerter Enkel, beladen mit Schätzen und Bürden der Tradition, eher am Ende denn am Anfang sich glaubend, als einer, der begierig nach fremdem Geistesgute Ausschau hält und nichts weiß von dieser archaischen Unbefangenheit, die ein barbarisch-sentimentales Märchen ist und den in Ägypten eine raffinierteste Kultur erwartet, die ihn noch überlegener, urbaner, »weltbürgerlicher« machen wird. Wenn nach Jahren oder Jahrzehnten späteres deutsches Volk sich wieder aus verkrampfter Engherzigkeit zu freiem Menschentum zurückfindet, wenn ihm aber Sprache oder Milieu der *Buddenbrooks* und des *Zauberberg* vielleicht nicht mehr verständlich sind, dann wird es der mythischen Sprache und Lehre vom Menschen in den *Josephs*-Romanen noch immer und erneut zugänglich sein. Und damit ist Thomas Mann nicht

mehr bloßer Repräsentant seiner Zeit, der er uns scheinen wollte, sondern er ist weit darüber hinaus Bewahrer, Erneuerer und Erweiterer deutsch-klassischer Geistigkeit für ein kommendes, lichtereres, mit des Dichters Worte »humaneres« Deutschland.

Wird er es selbst noch erleben, das Offenbarwerden dieses anderen, geheimen Deutschland⁶⁰, dem sein ganzes Tagewerk galt, wird er in höchstem Alter, selbst schon ein Patriarch, als Vater des Vaterlandes – gleich Victor Hugo⁶¹ – dankbar gefeiert werden? Wir wissen es nicht! Heute ist er ein sechzigjähriger Jüngling, welcher der Schweiz Dank weiß und Dank sagt⁶² für die verständnisbereite Gastfreundschaft, die sie ihm bietet und ihm dadurch innerhalb deutschen Sprachraumes Fortführung und Vollendung seines Werkes, seines Dienstes am Menschen und am Leben ermöglicht. Uns bleibt die Hoffnung, daß ein Tag kommt, an dem das ganze Volk, welchem er sich unverändert in tiefer Liebe zugehörig fühlt, sich dieser Dankesschuld bewußt werde!

Ch.W.S.⁶³